

Metaphysische Streifzüge : zweierlei Menschen

Autor(en): **Spoerri, T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **23 (1920-1921)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749739>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

METAPHYSISCHE STREIFZÜGE

ZWEIERLEI MENSCHEN

Wir haben im letzten Streifzug festgestellt, dass es zwei Wirklichkeiten gibt, und da wir von vornherein wissen, dass die Menschen keine Gleichgewichtskünstler sind, können wir annehmen, dass sie mehr der einen oder andern Wirklichkeit zuneigen und dadurch in ihrem Charakter und ihren wechselseitigen Beziehungen bestimmt werden.

Das wollen wir nachweisen an einer Dichtung, in die „der menschlichste aller Menschen“ den ganzen Reichtum seiner Menschenkenntnis hineingelegt hat.

Goethes Schauspiel *Torquato Tasso* eignet sich für unsre Untersuchung besonders gut, weil es ganz auf den Gegensatz Innenwelt-Außenwelt aufgebaut ist. Zwei einseitige Vertreter der beiden Welten, der Dichter Tasso und der Diplomat Antonio, treten einander gegenüber. Die drei andern Personen bilden den Übergang zwischen den zwei Extremen: auf der Seite Tassos die Prinzessin, auf der Seite Antonios die Gräfin, in der Mitte der Herzog Alphons. Das ganze Stück bildet gleichsam einen Versuch, beide Welten miteinander zu versöhnen. Im ersten Akt treten die beiden Gegner auf, jeder mit einer Leistung: Tasso mit seiner Dichtung, Antonio mit seinem diplomatischen Erfolg in Rom. Der feindliche Gegensatz zeigt sich jetzt nur in Anspielungen. Im zweiten Akt sucht die Prinzessin zum voraus zu versöhnen. Tasso soll die Freundschaft Antonios gewinnen. Die beiden Männer stehen einander wieder gegenüber: Tasso voll schwärmerischer Hingebung, Antonio kalt, zurückhaltend. Der Weltmann verletzt den Dichter mit Absicht. Tasso zieht den Degen. Der Herzog tritt hinzu. Tasso wird wegen Ziehen des Degens im herzoglichen Palastgebiete mit Zimmerarrest bestraft. Damit sind nun die Gegensätze in ihrer ganzen Schärfe ans Licht getreten. Im dritten Akt werden Vermittlungsvorschläge gemacht. Verhängnisvoll ist, dass die Gräfin ihre eigennütigen Absichten vereinigen will mit der Heilung Tassos. Er soll mit ihr nach Florenz kommen. Wie nun im vierten Akt die Vermittlung ausgeführt werden soll, merkt Tasso nur das eine, dass er die Prinzessin verlassen muss. Die Raserei in seiner Seele wird dadurch so sehr gesteigert, dass eine glückliche Lösung nicht mehr

möglich ist. Im fünften Akt tritt Tasso scheinbar gelassen auf, aber in Gegenwart der Prinzessin bricht die Leidenschaft unaufhaltsam hervor. Er will sie umarmen, und dadurch wird sein Verweilen in diesem Kreise, der für ihn Lebensbedingung ist, zur Unmöglichkeit. Alles verlässt ihn, er hört das Rollen der abziehenden Wagen. Nur noch Antonio bleibt da, und so stehn sich die zwei Männer ein letztes Mal gegenüber. Tasso fühlt, dass er im Untergang begriffen ist, und wie ein Ertrinkender hält er sich noch an Antonio fest

so klammert sich der Schiffer endlich noch
am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

Um die ganze Handlung und das einzelne Geschehen in ihrer richtigen Bedeutung zu erfassen, gehört noch, dass man sich dem Milieu anpasse, das der Dichter eingangs zeichnet. *Naturmilieu*: südlicher Frühling in kultivierter Parklandschaft. Etwas Heiteres, Helles liegt auf dem Ganzen, das von vornherein den Schwerpunkt auf die Seite der Außenwelt verlegt. Das *Gesellschaftsmilieu* wird gekennzeichnet durch das Wort „Bildung“, das am Eingang ausgiebig erörtert wird. Es ist die etwas dünne Luft, in der sich eine allzusehr verfeinerte Gesellschaft bewegt. Das Geschehen kann sich darum nicht in gewaltigen, rohen Handlungen abspielen. Das Ziehen eines Degens, ein Kuss sind hier schwere Verbrechen. Man muss sie aber auch in ihrer Bedeutung erfassen: das erstere als Vergehen gegen das Staatsgesetz, das zweite als Übertretung des Sittengesetzes. Auch an diesem fein abgetönten Hintergrund hebt sich die Raserei Tassos besonders störend ab, so dass auch hier die eine Welt im Nachteil ist. Wir haben aber nur die eine Seite des Kunstwerks beachtet: die *Anschaung*, das Sichtbare, Erkennbare. Ebenso wichtig ist die andere Hälfte: die *Stimmung*.¹⁾ Am besten fühlen wir uns in das zauberische Spiel der Gefühlstöne ein, indem wir das Drama in Musik verwandeln. Das heiter durchsichtige Naturmilieu gibt die Grundtonart an, etwa B-dur. Das gedämpfte, feine Gesellschaftsmilieu deutet weniger auf die zyklische Art Beethovens, als auf die durchgebildet klare Kunst Mozarts hin.

¹⁾ Wir möchten ausdrücklich feststellen, dass wir den *Tasso* hier nicht als ästhetisches Kunstwerk, sondern als psychologische Fundgrube behandeln. Darum begnügen wir uns mit Andeutungen, wo wir ausführlich darstellen sollten. Darum lassen wir Betrachtungen über die dramatische Form, den Vers, die Sprache einfach beiseite. Vielleicht lässt sich das in „Ästhetischen Streifzügen“ später nachholen.

Mit pastoralen Frühlingsakkorden hebt die Symphonie an. Im Gegensatz der zwei vornehmen Schäferinnen, im Gegensatz der Kränze, die sie winden, werden die beiden Hauptmotive leicht angedeutet, und deren harmonisches Zusammenklingen kündigt gleichsam eine glückliche Lösung an. Nun wird das Tassomotiv vorbereitet, kosend, zärtlich, voll Liebe in den Reden der beiden Frauen — streng und herb, gleichsam als Unterstimme, in den Worten des Herzogs. Das Motiv tritt jetzt in der Hauptstimme auf — G-moll — zaghaft zuerst, dann gesteigert, bis plötzlich im Augenblick der höchsten Empfindung das Gegenmotiv in Dur ertönt. Im zweiten Akt beginnt die Durchführung, die das Hin- und Herwogen der beiden Motive bald in weiblich zarter, bald in männlich harter Variierung zeigt. Der fünfte Akt bringt beide Hauptmotive in äußerster Steigerung; dem musikalischen Effekt zulieb lässt der Künstler sein Stück in oberflächlicher Harmonie ausklingen. Aber zu krankhaft schwach verklingt die Seelenmelodie, das Weltmotiv übertönt doch alles mit seinen gläsern hellen Klängen.

Nachdem wir nun im Inhalt das Widerspiel der beiden Welten sahen, wollen wir versuchen, mit unsren Kategorien die beiden Charaktertypen zu beschreiben.

Zunächst tritt uns der *Grundgegensatz* entgegen aus dem ergreifenden Bild, in dem Tasso sich selber mit Antonio vergleicht:

„Du stehest fest und still,
 Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.
 Allein bedenk' und überhebe nicht
 Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
 Die diesen Felsen gründete, hat auch
 Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
 Sie sendet ihren Sturm, die Welle flieht
 Und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über.“

Tasso die bewegte Welle, Antonio der feste Fels: Strömung und Starrheit!

So wird sich Tasso wohl der *Innenwelt* und Antonio der *Außenwelt* zuwenden.

Antonio sagt von Tasso:

„Bald versinkt er in sich selbst, als wäre ganz
 Die Welt in seinem Busen, er sich ganz
 In seiner Welt genug, und alles rings
 Umher verschwindet ihm“

Und der Herzog warnt ihn dringlich:

„Dich führet alles, was du sinnst und treibst,
Tief in dich selbst. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub,
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinab zu stürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir selbst!“

Doch vergeblich tönt der Ruf. Wie will man einen Menschen verhindern, dem tiefsten Zuge seines Wesens zu gehorchen!

Tasso antwortet darum auch:

„Ich halte diesen Drang vergebens auf....
Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten und lässt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen....“

Ein Psychoanalytiker würde von Introversionstendenz sprechen, und der gleichbedeutende Ausdruck „Narzissismus“ wird auch gleich belegt durch das Bild, das Tasso in der Begeisterung der Dichterkronung braucht:

„Lasst mich mein Glück im tiefen Hain verbergen,
Wie ich sonst meine Schmerzen dort verbarg.

(Der tiefe Hain ist das räumliche Symbol der Innenwelt.)

Dort will ich einsam wandeln, dort erinnert
Kein Auge mich ans unverdiente Glück.
Und zeigt mir ungefähr ein klarer Brunnen
In seinem reinen Spiegel einen Mann,
Der, wunderbar bekränzt, im Widerschein
Des Himmels zwischen Bäumen, zwischen Felsen
Nachdenkend ruht: so scheint es mir, ich sehe
Elysium auf dieser Zauberfläche
Gebildet....“

In dem Maße, wie er sich der Innenwelt zuwendet, entfremdet er sich der Außenwelt. Ein Sinnbild dieser Entfremdung ist sein Hang zur Verstellung, zur Verkleidung. In seinem letzten Gespräch mit der Prinzessin steigert er sich mit selbstzerstörender Wollust in die Vorstellung, wie er als Bettler vor seine Schwester, als Gärtner vor der Prinzessin auftreten könnte. Wie sich sein Auffassungsvermögen einschränkt, sieht man an der Art, wie er die Worte der Prinzessin versteht. Sie richtet an ihn den bedeutsamen Warnungsruf:

„Dieser Pfad
Verleitet uns, durch einsames Gebüsch,
Durch stille Täler fortzuwandern; mehr

Und mehr verwöhnt sich das Gemüt und strebt,
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In seinem Innern wieder herzustellen,
So wenig der Versuch gelingen will.“

Tasso hört aus allem nur ein einziges Wort, gerade das gefährlichste:

„O, welches Wort spricht meine Fürstin aus!
Die goldne Zeit . . .“

„Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
sagt der Menschenkenner Alphons,

Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.
Das ist sein Fall, und so wird nach und nach
Ein frei Gemüt verworren und gefesselt.“

Verfolgungswahn ist das Gespenst, das den bedroht, der die Welt
verkennt. So träumt Tasso am hellen Tag, sieht überall erbrochne
Schlösser, aufgefangene Briefe und Gift und Dolch.

* * *

Antonio weiß, dass er in einer andern Welt lebt als Tasso.
Auf den bescheiden-freundlichen Gruß des Dichters antwortet er
schroff:

„Du wirst mich wahrhaft finden, wenn du je
Aus deiner Welt in meine schauen magst.“

Auch vom Realpolitiker Antonio kann man sagen, was dieser sei-
nem Ideal, dem Papst, nachrühmt:

„Es liegt die Welt so klar vor seinem Blick.“

Von Tasso aber heißt es:

„Sein *Auge* weilt auf dieser Erde kaum;
Sein *Ohr* vernimmt den Einklang der Natur.“

Tasso sieht nicht wie Antonio die klar umrissenen und deutlich
geschiedenen Dinge der Welt, die sich im plastischen Kunstwerk
am besten verkörpern, er hört die Natur als Einklang, als Harmonie,
als strömende, verschmelzende, befreiende Musik.

Und so können wir die *psychologische Grundlage* der beiden
Charaktere bestimmen: Tasso lebt in der Strömung des *Gefühls*,
Antonio in den festen Schranken des *Verstandes*. Wie leicht Tasso
von der innern Brandung hingerissen wird, können wir jeden Augen-
blick beobachten. Bald reißt's ihn hinauf zum Wellenkamm, bald
stürzt er hinab ins Wellental. Wie ihm zur Belohnung für sein
Gedicht ein Kranz aufs Haupt gedrückt wird, verliert er alle Fassung,

er steigert sich in eine so fieberhafte Vision hinein, dass die Gräfin ihm zurufen muss: Erwache! Am besten sorgt aber Antonio durch sein bloßes Auftreten für eine gründliche Ernüchterung. Im folgenden Akt wiederholt sich der gleiche Vorgang. Rasende Begeisterung ob dem halben Liebesgeständnis der Prinzessin, fassungslose Wut ob dem rohen Entgegenreten Antonios. Die leichte Bestrafung lässt ihn in die schwärzesten Fluten der Weltverachtung sinken, aber die Gegenwart der Prinzessin schnell mit einem Ruck in die rosigen Wolken. Der folgende Fall ist abgrundtief und hoffnungslos.

Dieses Gefühlsleben macht aber Tasso zum Dichter, „ein Gott gab ihm zu sagen, was er leide und sein Gefühl belebt das Unbelebte“.

Er lebt auch ganz bewusst in seinem Gefühl. Nach Wahrheit verlangt er gar nicht,

„Und irr ich mich an ihm, so irr ich gern!

Töricht ist's

In allen Stücken billig sein; es heißt

Sein eigen Selbst zerstören. Sind die Menschen

Denn gegen uns so billig? Nein, o nein!

Der Mensch (— soll heißen Tasso —) bedarf in seinem engen Wesen

Der doppelten Empfindung, Lieb' und Hass.

Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tags?

Des Schlafens wie des Wachens?“

Und in der Gegenwart der Prinzessin wird es ihm klar:

„Ja, es ist das Gefühl, das mich allein

Auf dieser Erde glücklich machen kann,

Das mich allein so elend werden ließ,

Wenn ich ihm widerstand und aus dem Herzen

Es bannen wollte. Diese Leidenschaft

Gedacht' ich zu bekämpfen, stritt und stritt

Mit meinem tiefsten Sinn, zerstörte frech

Mein eignes Selbst“

Wie wenig das Gefühl zum eignen Selbst Antonios gehört, sieht man aus seiner fast komischen Hilflosigkeit dem Affekt gegenüber:

„Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,

Wenn unser Blick was Ungeheures sieht,

Steht unser Geist auf eine Weile still,

Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.“

Wo bei andern Leuten die Seele in Schwingung gerät, da steht sie bei Antonio still. Kein Wunder: er sucht vor allem etwas, womit er das Erlebte vergleichen kann. Mit Vergleichen arbeitet nicht

das Gefühl, sondern der Verstand. Seine „steife Klugheit“ wehrt sich unwillkürlich gegen das Überhandnehmen der Gefühle. Wie er beim Lobe Ariosts sich in so etwas wie Begeisterung hineingesteigert hatte, merkt er plötzlich mit Beschämung seinen Zustand und sucht sich zu entschuldigen:

„Vergebt, wenn ich mich selbst begeistert fühle,
Wie ein Verzückter weder Zeit noch Ort
Noch, was ich sage, wohl bedenken kann;
Denn alle diese Dichter, diese Kränze,
Das selbne festliche Gewand der Schönen
Versetzt mich aus mir selbst in fremdes Land.“

* * *

So haben wir unsre Hauptgegensätze gefunden: Fließend — fest, Innenwelt — Außenwelt, Ohr — Auge, Gefühl — Verstand. Doch zu eigentlich fruchtbaren psychologischen Erkenntnissen kommen wir erst, wenn wir mit Hilfe der Einzelkategorien die gegensätzlichen Menschen betrachten:

1. *Unendlich — begrenzt.*

Die Welt Antonios ist das Begrenzte, Bestimmte. Und so wirkt er auch schon in seinem äußern Auftreten wie etwas Abgeschlossenes, fest Umrissenes.

„Bei dir ist alles *Ordnung, Sicherheit,*“

sagt zu ihm die Gräfin, und fast scheint sie zu bedauern, dass an ihm nichts zu helfen, zu flicken, zu ergänzen ist.

Wie Antonios Inneres aussieht, sehen wir an der Art, wie er die Menschen beurteilt, was er an ihnen tadelt, an ihnen bewundert. Tasso ist in seinen Augen ein Tagedieb. Vom Papste rühmt er aber:

„In seiner Nähe darf nichts müßig sein:
Was gelten soll, muss wirken und muss dienen.“

Er schaut auf die *Größe der Leistung*, auf das *sichtbare Ergebnis*, den *praktischen Nutzen*:

„Er ehrt die Wissenschaft, sofern sie nutzt....
Er schätzt die Kunst, sofern sie ziert.“

Nach Geschäftsrücksichten behandelt man die Menschen:

„Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen,
Da merkt man auf, da sucht man seinen Zweck
In ihrer Gunst, damit sie nützen sollen.“

Wenn Antonio Freude hat an der *bestimmten Arbeit*, so verlangt er auch einen *greifbaren Lohn*.

„Du wirst an ein Phantom
Von Gunst und Ehre keinen Anspruch machen,“

sagt zu ihm die Gräfin. Nein, wenn er „vom Lorbeer und der Gunst der Frauen“ spricht, als von zwei Schätzen, die er nie mit einem Menschen teilen will, so meint er damit Realitäten: Macht und Liebesgenuss. Man achte ihn aber um dieser handgreiflichen Art nicht gering; denn wenn er sich an Realitäten im Genuss hält, so kennt er auch die Realitäten des sittlichen Lebens. Sein Ideal ist

„in seiner Pflicht
Beschränkten Grenzen wandeln.“

* * *

Wenn Antonio auf die Größe der Leistung sieht, so schaut Tasso auf die Intensität des Lebens. Das ist der ewige Kampf der *Qualität* gegen die Quantität, der *Intensität* gegen die Extensität, der *Tiefe* gegen die Oberfläche. An diesem Gegensatz scheitern Freundschaften, staut sich das gegenseitige Verständnis der Menschen. Die einen sehen den Gehalt in der vollbrachten Leistung, das ist für sie das Kriterium, der Maßstab des Wertes. Die andern sehen den Gehalt in der Lebendigkeit, in dem Zauber der Persönlichkeit. Die einen besitzen eine sichere Tafel, an der sie den Wert der Dinge und Menschen ablesen; die andern lauschen auf „den reinen stillen Wink des Herzens“.

„Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an
Was zu ergreifen ist und was zu fliehn.“

Die einen sehen die Wahrheit in den logischen Gewissheiten der Vernunft, die andern in der Macht des Gemütes. Tasso fragt sich in der Erregung, in die ihn die Gegenwart der Geliebten versetzt hat:

„Ist's Raserei? Ist's ein erhöhter Sinn,
Der erst die höchste, reinste Wahrheit fasst?“

In allem sehen wir, dass Tassos Wesen *Unbegrenztheit* ist.

„Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der schäumend wallt und brausend überschwillt?“

Sein Geist schweift ins Unendliche. Das Greifbare hält ihn nicht auf, das Tatsächliche ist ihm nur ein Sprungbrett ins Unbegrenzte, Wunderbare.

„Er scheint uns anzusehn (— sagt die Gräfin —) und Geister mögen
An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen.“

Er *wirkt im Unsichtbaren* und unsichtbar ist auch sein Lohn.

„Denn ein Verdienst, das außerirdisch ist,
Das in den Lüften schwebt, in Tönen nur,
In leichten Bildern unsern Geist umgaukelt,
Es wird denn auch mit einem schönen Bilde,
Mit einem holden Zeichen nur belohnt;
Und wenn er selbst die Erde kaum berührt,
Berührt der höchste Lohn ihm kaum das Haupt.“

Aber auch dieser höchste Lohn, der Lorbeerkranz, ist ihm zu greifbar nah. Er ruft nach der Dichterkrönung die Götter an:

„O, hebt ihn auf, ihr Götter, und verklärt
Ihn zwischen Wolken, dass er hoch und höher
Und unerreichbar schwebt! dass mein Leben
Nach diesem Ziel ein ewig Wandeln sei!“

Wenn der Lorbeerkranz genügt, um ihn in die rasendste Begeisterung zu versetzen, so braucht es nur eine leichte Strafe, um ihn in die wildeste Verzweiflung zu stürzen. Nicht das Körperliche, das Sichtbare ist ihm ja wichtig, die Bedeutung ist's, worauf er schaut.

„Das, was geschehn ist, kränkt mich nicht so tief;
Allein das kränkt mich, was es mir bedeutet.“

Überall sieht er Bedeutung, die ihn freut, Absicht, die ihn verstimmt. *Alles wird ihm zum Symbol, zum Sinnbild*, zum bloßen Bild, dessen Wert nicht in seinem materiellen Gehalt, sondern in dem tiefern Sinn liegt, den ihm das Gefühl gibt. Die Gegenwart kann solch einem Menschen nicht die mächtige Göttin sein, in die Zukunft schaut ewig unbefriedigt seine *Sehnsucht*, seine *Hoffnung*.

„Wohl ist sie schön, die Welt! In ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach, dass es immer nur um *einen* Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint
Und unsre bange Sehnsucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!“

Solche geistige Losgelöstheit hat etwas Begeisterndes; wenn sich aber das Nievollendetsein im Körperlichen zeigt, so entsteht eine unangenehme Mischung. Tasso hat etwas *ewig Jünglingsmäßiges*, endlos Schwankendes, Unsicheres, Unfertiges, Wesenloses, das uns widerstrebt. Wir sehen diese Eigenheit schon an seinem Gang.

„Schon lange seh' ich Tasso kommen (— sagt die Prinzessin —), langsam
Bewegt er seine Schritte, steht bisweilen
Auf einmal still, wie unentschlossen, geht
Dann wieder schneller auf uns los und weilt
Schon wieder.“

Und Tasso spricht die Prinzessin an:

„*Unsicher folgen meine Schritte* dir,
O Fürstin, und Gedanken ohne Maß
Und Ordnung regen sich in meiner Seele.“

Ordnung und Sicherheit dürfen wir bei ihm nicht suchen.

„*Immer fehlt es ihm*
An Geld, an Sorgsamkeit. Bald lässt er da
Ein Stück, bald eines dort. Er kehret nie
Von einer Reise wieder, dass ihm nicht
Ein Drittel seiner Sachen fehlte.“

Das unfertig Schwankende zeigt sich auch in seiner Arbeitsweise.

„*Er kann nicht enden, kann nicht fertig werden,*
Er ändert stets, ruckt langsam weiter vor,
Steht wieder still, er hintergeht die Hoffnung.“

Weil Tasso unbewusst den Mangel an Abgeschlossenheit als Charakterfehler empfindet, verletzt ihn jede Kritik besonders schwer. Er fühlt zu sehr, wie sie berechtigt ist; denn seine äußere Fassungslosigkeit verhindert ihn, teilhaftig zu werden des Segens der inneren Unbegrenztheit.

2. *Einheit* — *Vielheit* (Teilbarkeit, Scheidung).

Antonio ist nicht nur der „Mann, der Männer unterscheidet“, sondern auch derjenige, der die Dinge wohl voneinander zu trennen weiß.

„Er sieht das Kleine klein, das Große groß.“

Darum „liegt die Welt so klar vor seinem Blick“. *Deutliche Scheidungen, klare Teilungen, bestimmte Abstände bei Menschen und Dingen*, das gibt den sichern Überblick dem, der in der Welt wirken muss.

Er nimmt's darum nicht leicht mit gesellschaftlichen Schranken. Wie geringschätzig spricht er von Tasso:

„Ein armer Edelmann hat schon das Ziel
Von seinem besten Wunsch erreicht, wenn ihn
Ein edler Fürst zu seinem Hofgenossen
Erwählen will und ihn der Dürftigkeit
Mit milder Hand entzieht.“

Wie ärgert er sich an der Ehrung, die Tasso erfahren:

„Wer angelangt am Ziel ist, wird gekrönt,
Und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone.
Doch gibt es leichte Kränze, Kränze gibt es
Von sehr verschiedner Art: sie lassen sich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.“

Wir sahen schon, wie er sich wehrt, seine höchsten Schätze, Ehre und Frauengunst, mit andern zu teilen. Er lebt eben in der Außenwelt, da gilt der Satz vom Widerspruch: Wo A ist, kann nicht B

sein. Seinen Platz an der Sonne muss man in rücksichtslosem Kampfe erobern, und wer im Wege steht, der muss weichen.

Und vor allem in der Liebe gibt's kein Teilen. Seine Liebe ist gerade eine „Liebe, — die sich des Gegenstands bemeistern will, — ausschließend ihn besitzen, eifersüchtig — den Anblick jedem andern wehren möchte“. Jedes Wort ist hier eisernen Klanges voll: *Gegenstand, bemeistern, ausschließend, besitzen, eifersüchtig, Anblick wehren*. Des Weltmenschen brennendste Leidenschaft ist immer die Eifersucht.

* * *

Aber Tasso, von dem das alles verneinend gesagt wird, vermag wohl Geschiedenes zu verschmelzen. Seine Liebe ist eine andere.

„Uns liebt er nicht (— sagt die Gräfin —),
Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und sein Gefühl teilt *er* uns mit; wir scheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchste, was wir lieben können.“

Das ist *platonische Liebe* in ihrer trivialen und in ihrer erhabenen Bedeutung. Liebe, die das hohe Ideal erstrebt, nicht nach körperlichem Genuss dürstet. Liebe ist für Tasso der Sinn des Lebens. Seelische Verschmelzung, nicht nur mit geliebten Menschen, sondern mit der ganzen Welt, ist ihm innerstes Bedürfnis. Im Gefühl erfasst er alles als Zusammenklang, als Harmonie. „Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt.“ Was sonst Gegensatz ist, schmilzt er sogar zur Einheit: „reizend Leid, selge Schwermut“. Wie die Dinge, schmelzen sich ihm alle Gefühle in eins zusammen. So kann er mit voller Seele in Pauli Jubelruf einstimmen: „Uns aber bleibt Glaube, Liebe, Hoffnung, aber die Liebe ist die Größte unter ihnen“.

Leider schmilzt er aber in seine religiöse Anbetung etwas hinein, das nicht damit verschmolzen werden darf: seine unbewusste sinnliche Liebe. Auch auf diesem Gebiet mengt Tasso das Äußere mit dem Inneren. Seine Liebe zur Prinzessin ist nicht eine opferfreudige Seelengemeinschaft. Im Rausche des Gefühls reißt er sie plötzlich an sich und will sie umarmen. Dieses *Durchbrechen der körperlichen Schranken* ist ein verhängnisvoller Fehler, der seinen endgültigen Untergang besiegelt. Wir können oft Ähnlichem

begegnen. Der einseitige Mystiker, der ganz in seinen seelischen Kategorien lebt, verliert oft das Gefühl für die Realitäten der körperlichen Scheidungen und glaubt, über alles hinweg seinen Einheitsdrang verwirklichen zu können. Das ist der geheime Fehler, an dem alle *Kommunismusversuche* scheitern, und seien sie von noch so reinen Menschen unternommen. Daran krankte auch Tolstoi, der meinte, gleichzeitig Graf und Bauer sein zu können. „In seiner Pflicht beschränkten Grenzen wandeln“, . . . wie schwer ist es dem Mystiker, dies einfache Antoniowort zu verwirklichen!

3. *Freiheit — Gesetzmäßigkeit* (Normalität).

Der Mensch, der die Welt beherrschen will, muss ihre Gesetze kennen, er muss sich selbst zuerst beherrschen. Ein Mann des Gesetzes und des Maßes ist Antonio. *Autorität* ist ihm ein heiliger Begriff.

„Es ist kein schöner Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten seh'n, der klug regiert;
Das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht.“

Wie wichtig ist für Antonio die geringe Verletzung des Gesetzes, die Tasso durch das Ziehen des Degens im Palastgebiet beging!

„Hier diese Mauern (— sagt er zum Herzog —) haben deine Väter
Auf Sicherheit gegründet, ihrer Würde
Ein Heiligtum befestigt, diese Ruhe
Mit schweren Strafen ernst und klug erhalten;
Verbannung, Kerker, Tod ergriff den Schuldigen.
Da war kein Ansehn der Person, es hielt
Die Milde nicht den Arm des Rechts zurück;
Und selbst der Frevler fühlte sich geschreckt;
Nun sehen wir nach langem, schönem Frieden
In das Gebiet der Sitten rohe Wut
Im Taumel wiederkehren.“

Das Gebiet der Sitten, die *kultivierte Gesellschaft*, das ist die Welt, in der sich Antonio wohl fühlt. Allein er will nicht nur außen Maß und Gesetz sehen, sein Inneres ist auch gebändigt. Er entschuldigt sich bei der Gräfin, dass er sich hat gehen lassen:

„Ja, mich verdrießt — und ich bekenne es gern —
Dass ich mich heut so ohne Maß verlor.“

Was ihm an Ariost so sehr gefällt, ist, dass er „im schönsten Takt sich mäßig hält“.

* * *

Und nichts rügt er an Tasso so hart als seine *Unmäßigkeit*, seine *Gesetzlosigkeit* in allen Dingen. Mit klugen Worten warnt er ihn:

„Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst
Beschäft'gen, wenn es nur so nützlich wär.
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen; denn er misst nach eigenem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jedem, was er sei.“

Einem Menschen wie Tasso von Maß reden, ist aber, wie einem
Blindgeborenen von Farben sprechen.

„*Frei will ich sein* (— sagt Tasso —) im Denken und im Dichten,
Im Handeln schränkt die Welt genug uns ein.“

Er bestrebt sich darum, loszukommen von den Banden der Ge-
sellschaft. Schwer tadelt der Fürst:

„Es ist ein alter Fehler, dass er mehr
Die *Einsamkeit* als die Gesellschaft sucht.“

Aber eben in der Einsamkeit findet der Dichter jene innere Frei-
heit, die ihm erlaubt, ohne alle Nützlichkeitsmaßstäbe und Gesell-
schaftszwecke eine neue Welt zu schaffen. Gerade das macht ihn
zum Dichter.

„Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann....“

Wo der Geist ist, da ist Freiheit.

Leider bewahrt auch hier der Dichter nicht die Reinheit seines
innern Lebens.

„Er beherrscht
So wenig seinen Mund als seine Brust.“

In allen äußerlichen Dingen sehen wir die gleiche Schranken-
losigkeit.

„Die erste Pflicht des Menschen, Speis und Trank
Zu wählen, da ihn die Natur so eng
Nicht wie das Tier beschränkt, erfüllt er die?
Und lässt er nicht vielmehr sich wie ein Kind
Von allem reizen, was dem Gaumen schmeichelt?
Wann mischt er Wasser unter seinen Wein?
Gewürze, süße Sachen, stark Getränke,
Eins um das andre schlingt er hastig ein,
Und dann beklagt er seine trüben Sinne,
Sein feurig Blut, sein allzu heftig Wesen
Und schilt auf die Natur und das Geschick.“

Antonio sieht darin die Quelle aller Übel:

„Es ist gewiss, ein ungemäßigt Leben,
Wie es uns schwere, wilde Träume gibt,
Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.“

Mit diesem Mangel an äußerem Maß hängen zusammen seine Überspanntheiten, sein Schwanken in Extremen, sein krankhafter Unabhängigkeitstrieb, sein Mangel an Selbstbeherrschung.

„Erlaubt ist, was gefällt!“ Mit dieser gefährlichen Losung wird überhaupt jeder Neigung freien Lauf gelassen. Jedes Hindernis wird umgangen, jede Anstrengung vermieden. Und da nur in außenweltlicher Betätigung der Willen geübt wird, geht er solchen Menschen überhaupt verloren und die ganze Kraft der Seele verpufft in leerem Feuerwerk.

Doch die willenslosen Schwärmer glauben, dass es einen *Ersatz für Willenskraft* gibt, sie glauben an *Zauberei*, sie sind bewusste oder unbewusste Magier.

„Auf einmal, wie ein unbemerkter Funke
Die Mine zündet, sei es Freude, Leid,
Zorn oder Grille, heftig bricht er aus:
Dann will er alles fassen, alles halten,
Dann soll geschehn, was er sich denken mag;
In einem Augenblicke soll entstehn,
Was jahrelang bereitet werden sollte,
In einem Augenblick gehoben sein,
Was Mühe kaum in Jahren lösen könnte.
Er fordert das Unmögliche von sich,
Damit er es von andern fordern dürfe.
Die letzten Enden aller Dinge will
Sein Geist zusammenfassen; das gelingt
Kaum *einem* unter Millionen Menschen,
Und *er* ist nicht der Mann.“

Tasso ist hierin nur der Genosse anderer Mystiker, die meinen, mit der selben Freiheit, die sie in ihrem Innern spüren, auch in der Außenwelt mit Umgehung der Naturgesetze walten zu können. So meint auch Faust wie sein Geistesgenosse Paracelsus mit Magie die Natur überlisten zu können. Wohl gibt es Wunder, aber sie spielen auf ihrem eigenen Boden, und nicht Leute wie Tasso sind es, denen sie gelingen.

* * *

Wenn wir auf diese Ausführungen zurückblicken, in denen wir das Wesen der gegensätzlichen Charaktertypen festzustellen suchten, so können wir uns eines unangenehmen Eindrucks nicht erwehren. Keiner dieser zwei Männer erfreut uns; wenn Antonio durch seine klapperdürre Harthölzigkeit abstößt, so widerstrebt an Tasso das ewig Unfertige, widersprechend Unklare, unfruchtbar Aufgelöste.

Ist es ein Zufall, dass bei den zwei *Frauen*, die ja die gleichen Gegensätze darstellen — die Prinzessin ist ein weiblicher Tasso, die Gräfin ein weiblicher Antonio —, keine störende Einseitigkeit zutage tritt? Die weltfreudige Eigennützigkeit und Betriebsamkeit der Gräfin ist gemildert durch Liebenswürdigkeit, Mitgefühl und tiefes Menschenverständnis; die zarte Seelenhaftigkeit der Prinzessin wird gefasst durch absolute Anerkennung der gesellschaftlichen und sittlichen Normen. Erlaubt ist, was gefällt, sagt Tasso; die Prinzessin: Erlaubt ist, was sich ziemt. Unermüdlich mahnt sie den Dichter zur Mäßigung und Selbstzucht. Sie unterscheidet in ihrer Liebe mit frauenhafter Feinheit zwischen sinnlichem und seelischem Bereich. Dem Körperlichen gegenüber ist in ihren Verhältnissen nur das eine möglich: *Entsagung*. Nichts ist erschütternder als ihr Gespräch mit der Gräfin, in dem sie die Gewalt ihrer Liebe ahnen lässt und den abgrundtiefen Schmerz über die Trennung von Tasso. Wie groß und einsam steht nach alledem die Entsagende vor uns da! Hier sieht man jenes wunderbare *Gleichgewicht von innerer Lebendigkeit und äußerem Maße*, jene Fähigkeit, im Körperlichen die körperlichen Wege zu erkennen, im Seelischen die seelischen Kräfte zu betätigen, die das Geheimnis jeder tief gegründeten und wahren Persönlichkeit ist. Und seltsamerweise kommt uns die Prinzessin gar nicht als seltner Einzelfall vor. Sind wir es nicht gewohnt, an den Frauen zu sehen, dass jene zwei Teile des menschlichen Wesens — statt hin und her zu schwanken wie bei dem heftig einseitigen Männergeschlecht — „in gleichen Schalen stille ruhn“?

Und im Munde einer Frau finden wir das Wort, das mit plötzlicher Helle das trübverworrene *Wechselspiel der menschlichen Beziehungen* beleuchtet. Die Gräfin sagt von den zwei Widersachern:

„Zwei Männer sind's, ich hab es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht *einen* Mann aus ihnen beiden formte.“

Der Anstoß zur tragischen Entwicklung in unsrem Schauspiel ist das Auftreten Antonios. Solange Tasso umgeben war von verstehenden, nachsichtigen Freunden, konnte er im ungetrübten Gefühle des eigenen Wertes leben. Nun tritt Antonio auf und entwirft ein glänzendes Bild von der tätigen Welt, die er in Rom fand. Das ist's, was Tasso aus allen Himmeln seiner Begeisterung herunterreißt. Er sagt es kurz darauf der Prinzessin:

„Ich will dir gern gestehn, es hat der Mann,
Der unerwartet zu uns trat, nicht sanft
Aus einem schönen Traum mich aufgeweckt;
Sein Wesen, seine Worte haben mich
So wunderbar getroffen, dass ich mehr
Als je *mich doppelt fühle, mit mir selbst*
Aufs neu in streitender Verwirrung bin.“

Der Zwiespalt, in dem er lebt, wird ihm nun bewusst. Und alles, was ihm sonst das Höchste war, zerfließt ihm jetzt zu nichts:

„Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Lust
Die sichern Worte des erfahrenen Mannes;
Doch, ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr
Versank ich vor mir selbst, ich fürchtete,
Wie Echo an den Felsen zu verschwinden,
Ein Widerhall, ein Nichts, mich zu verlieren.“

Und nun wachen auch frühere Erlebnisse auf, in denen er sich vor der Welt gedemütigt fühlte. Die Erinnerung an das glänzende Turnier, das er bei seiner Ankunft in Ferrara erlebte, blendet ihn derart, dass er ausruft:

„O, lass mich einen Vorhang vor das ganze
Mir allzu helle Schauspiel ziehen, dass
In diesem schönen Augenblicke mir
Mein Unwert nicht zu heftig fühlbar werde.“

Der Prinzessin gelingt es, sein Selbstbewusstsein wieder zu wecken, indem sie andeutet, wie wertvoll er ihr ist; aber Antonio tritt wieder auf, Tasso wird direkt angegriffen, mit Spott übergossen: „über-eilter Knabe“, „welch *hoher Geist* in einer *engen Brust*“; zuletzt wird der Dichter wegen einer Geringfügigkeit bestraft. Voll Ver-zweiflung ruft er aus: „Hat nicht die Ankunft dieses Manns allein — Mein ganz Geschick zerstört in *einer* Stunde?“

Aber auch Antonio wird durch Tasso aus der Fassung ge-bracht. Wie jeder einseitige Mensch krankt auch er an einem innern Zwiespalt. Der Zwiespalt in des Weltmenschen Seele ist allerdings weniger leicht zu erkennen als beim Mystiker. Das Seelische lässt sich leichter verdrängen als das Körperliche. Und während der Mystiker den tiefempfundenen Zwiespalt durch seinen Einheitsdrang zu überbrücken sucht, wirkt beim Weltmenschen die innere Sehnsucht nur im Verborgenen. Sie äußert sich in jener umgekehrten Zauberei, jener Sucht, Inneres durch Äußeres, Freies durch Mecha-nisches, Einheit durch Zusammensetzung, Schöpfung durch Nach-ahmung zu erreichen.

„Ein solcher Mann verzeiht dem andern wohl
 Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt,
 Das hast du selbst, das hast du, wenn du willst,
 Wenn du beharrst, wenn dich das Glück begünstigt.
 Doch das, was die Natur allein verleiht,
 Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
 Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
 Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
 Erzwingen kann, das wird er nie verzeihn.
 Er gönnt es mir? *Er, der mit steifem Sinn
 Die Gunst der Musen zu ertrotzen glaubt.
 Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
 Zusammenreihet, sich selbst ein Dichter scheint?*“

Der innere Zwiespalt lässt sich aber auch erkennen an der Gereiztheit, mit der der Weltmann dem seelischeren Menschen begegnet. Die „Qual des engen Neids“ : ist das nicht nur der Schmerz über die eigne Einseitigkeit?

Wie viele Wege führen vom Park von Belriguardo in unser eigenes Gebiet! Auch wir begegnen unter uns den gleichen Gegensätzen, und auch wir machen in unsern Beziehungen die gleichen Erfahrungen,

Alles was uns an unsre Unvollständigkeit erinnert, erregt in uns ein ärgerliches Gefühl, sei es, dass wir an gegensätzlichen Menschen Eigenschaften sehn, die uns fehlen, oder an ähnlichen Menschen Fehler, die wir an uns selber kennen. Und unsern Ärger werfen wir auch gern auf jene Menschen, die wir dann allgemein als widerwärtig und unsympathisch bezeichnen. Wir sind uns nie genug bewusst, wie sehr wir vom Zelte unsres Ichs umspannt sind. Wir meinen draußen in der freien Luft gegen einen fremden Gegner zu kämpfen, in Wahrheit sind wir in unserm eignen Kreise und fechten mit unserm eignen Spiegelbild. Allerdings schlagen wir auf den Feind los, der vor uns steht; wir meinen aber uns selber, und unser eigner Fehler ist's, der unseren Ärger weckte. Wäre dieses ganze Gebaren uns bewusst, so würden wir uns manche kummervolle Stunde ersparen können, wir sähen auch, was der *Grundzug der menschlichen Natur* ist: der verzehrende *Durst nach Ganzheit*. Vollkommen zu sein, lebendig nach Leib und Seele, ist das heimliche Sehnen jedes Menschen, und in dieser Vollkommenheit, in dieser Harmonie, in diesem Gleichgewicht liegt das einzig wahre Glück des Menschendaseins.

Das alles tönt so einfach, so selbstverständlich, dass man sich

fragt: Warum sind denn so viele Menschen unbefriedigt, so unglücklich? Warum erkennt nicht jeder, was ihm fehlt, und sucht es zu erreichen? Selbsterkenntnis ist eben ein gar unmenschlich schweres Ding. Uns hilft kein Dichter, in das Innere unsrer Seele einen Blick zu tun, wie wir es konnten bei den Helden seiner Dichtung. Was uns vor uns selber versteckt, ist die Wolke von Worten, die um unsre Seele lagert. Unser eigentlicher Geisteskern ist verhüllt durch abgestandene Begriffe, tote Erinnerungen, erstarrte Erlebnisse, Denkgewohnheiten, übernommene Lehren und Ideale, die wir unbesehen als Wirklichkeiten hinnehmen. Von alledem wird unser Erleben und Handeln bestimmt, ohne dass wir merken, wie äußerlich es an uns klebt, wie wenig es dem tiefen Grunde unsres Wesens entspricht.

Seht jenen tiefen, strömenden Menschen, der in religiöser und künstlerischer Betätigung seine mystische Kraft wirken lässt, dessen Anschauungen aber von eiserner Starrheit sind, dessen Reden beinahe klirren vor strenger Gefasstheit und schroffer Gesetzmäßigkeit. Wohl ihm, dass er unbewusst in der Zweiheit lebt, weh denen aber, die ihr Leben einfassen mit den harten Blöcken seiner Lehren, ohne den Strom zu haben, der durch sie hindurchfließen kann!

Und jene bezaubernde Persönlichkeit, deren lebendiger Untergrund gefestigt ist durch sittliche Kraft und Selbstzucht, die aber von Freiheit spricht, von Überwindung des Gesetzes, von der Pflicht, sich selber zu entfesseln. Weh denen, die, geblendet durch ihren geschlossenen Charakter, sich verleiten lassen, ihren Lehren nachzuleben, ohne ihren sittlichen Halt zu besitzen!

Und jener Mensch, dessen tatsächliches Leben in engen, dickbürgerlichen Bahnen und Gelüsten wandelt, dessen Worte aber glänzen von poetischer Zigeunerherrlichkeit, von romantischem Übermenschentum!

Und jene Pharisäerseelen, die in der Unsicherheit ihres Innenlebens nach einem Halt suchen und um so kräftiger von Dogmen und Gesetzen sprechen, als ihre Seele hilfloser im Leeren umherflattert!

Und erst die Menschen, bei denen die Grundtonart ihres Wesens gar nie durchklingt, weil ihre eigentliche Persönlichkeit machtlos im Hundehaus des Minderwertigkeitsgefühls verkrochen liegt, während ihre wortgepanzerte Scheinperson unruhvoll und vielbeschäftigt

sich in lauter Scheinaufgaben betätigt, sich sättigt an den Leistungen anderer Leute und nur auf Scheingebieten strebt, Hervorragendes zu leisten.

Wie mannigfach sind die Täuschungen der leeren Worte, der toten Begriffe, der schöngefärbten Schein-Ideale!

Und wenn sich immer zeigt, dass die Worte eines Menschen nicht zu verachten sind, weil sie oft die Sehnsucht nach harmonischer Ergänzung spiegeln, so müssen wir doch nicht die Gefahr unterschätzen, die darin liegt, dass die Worte weitergegeben werden an Leute, die daran erstickten, dass man selber sich mit Worten begnügt und nicht mit ganzer Seele trachtet, dass sie Fleisch werden.

Wo finden wir den Ausgang aus dieser Selbstbetörung? Wie lernen wir uns selber kennen? Der Weg, der aus dem Wirrwarr führt, kann nur ein zwiefacher sein: *Selbstbegegnung*, sei es in der philosophischen oder religiösen Einkehr, in Gebet, in Beichte, in Psychoanalyse und *Selbstbetätigung* in der Welt durch Erfüllung aller kleinen und großen Pflichten, durch Überwindung der körperlichen Schranken, die einem immer größeren Wirken der Seele sich entgegenstellen in seiner Pflicht beschränkten Grenzen wandeln.

Nur für den löst sich des eignen Wesens tiefes Rätsel, nur dem entwirren sich des eignen Daseins vielverschlungene Fäden, der festentschlossen und treu nach dem alten Worte lebt: ora et labora. Noch deutlicher sagt es ein andres Wort: Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach Sein Kreuz auf sich nehmen: das heißt, sich nicht mit künstlichen Mitteln oder Selbstbetrug der Gebundenheiten seines Daseins zu entledigen suchen, sondern sich beugen unter die drückende Last der Verhältnisse, in die das Schicksal uns hineingeboren. Ihm nachfolgen: das heißt aber, sich nicht zu Boden drücken lassen durch die Schwere der körperlichen Dinge, sondern es gleichzutun dem, der vom harten Kreuzholz aus die Menschen aus dem Abgrund zog und den Weg voranging zur sieghaften Herrlichkeit des freien Geisteslebens.

GÜMLIGEN bei Bern

TH. SPOERRI

